

Betrifft: NABU



- Unterstützen Sie die NABU Stiftung
- Editorial: Der „blaue Brief“ aus Brüssel
- Die absurde Debatte um das Jakobskreuzkraut
- Bienenschutz „... natürlich auch für Wildbienen!“
- Offener Brief: Mehr Sachlichkeit in der Diskussion um Wölfe
- LIFE-Limosina: Ein EU-Projekt zum Schutz der Uferschnepfe

IMPRESSUM

Herausgeber:

NABU Schleswig-Holstein
Färberstraße 51, 24534 Neumünster
Tel. 04321-53734, Fax 5981
Internet: www.NABU-SH.de
E-Mail: Redaktion.BN@NABU-SH.de

Spendenkonto:

Sparkasse Südholstein
BLZ 230 510 30
Konto-Nr. 285 080

Vertrieb:

Beilage Naturschutz heute &
NABU Schleswig-Holstein
Auflage: 12.500 Exemplare
Internet: www.Betrifft-Natur.de

Redaktion:

Hermann Schultz
Prof. Dr. Rudolf Abraham
Ingo Ludwichowski
Carsten Pusch

Gestaltung und Herstellung:

Lürssen Brüggmann Werbeagentur
DruckZentrum Neumünster

Der NABU Schleswig-Holstein übernimmt keine Gewähr für unaufgefordert eingesandte Manuskripte, Fotos und andere Unterlagen. Die Redaktion behält sich Kürzungen und die journalistische Bearbeitung aller Beiträge vor. Mit Verfasseramen gekennzeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung des NABU Schleswig-Holstein oder der Redaktion wiedergeben.

Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 1. September 2015

Titelbild:

Das Jakobskreuzkraut steht in Schleswig-Holstein nicht nur im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Auch Schmetterlinge wie die Raupe des Blutbärs finden an der Pflanze als Nahrung Gefallen.

Foto: Detlef Kolligs



NABU Stiftung – für das Naturerbe Schleswig-Holsteins

Ihre Unterstützung zählt!

Der NABU hat die NABU-eigene Stiftung „Naturerbe Schleswig-Holstein“ ins Leben gerufen. Damit soll langfristig für die Arbeit des NABU in Schleswig-Holstein ein weiteres sicheres finanzielles Standbein geschaffen werden. Der NABU ruft alle dazu auf, durch Spenden und Erbschaften zur Erhöhung des Stiftungskapitals beizutragen und so das Engagement für den Naturschutz im Land dauerhaft zu sichern. Mit Hilfe der Stiftung Naturerbe Schleswig-Holstein wird sichergestellt, dass der NABU Schleswig-Holstein seine vielfältigen Aktivitäten und Projekte für den Natur- und Artenschutz im Land zwischen den Meeren weiterführen kann. Und das dauerhaft, denn es werden nur die Erträge des Stiftungsvermögens, also Zinsen oder Mieteinnahmen, verwendet. Schleswig-Holsteins Naturerbe soll dauerhaft erhalten bleiben und auch zukünftig Lebensraum für Tiere und Pflanzen bieten – hierfür bitten wir Sie um Ihre Unterstützung.

Worauf Sie achten sollten

Wer seinem Vermögen über den eigenen Tod hinaus einen Sinn geben möchte, der muss ein Testament machen. Allein schon um Erbstreitigkeiten zu vermeiden. Gibt es weder Familie noch Testament, so fällt das Erbe an den Staat. Auch gibt es die Möglichkeit, das Erbe gezielt aufzuteilen.

Als gemeinnützige Organisation ist die NABU-Stiftung Naturerbe Schleswig-Holstein von der Erbschaftsteuer befreit. Ihr Erbe dient als Zustiftung zum Stiftungskapital damit in vollem Umfang der Natur. Schaffen Sie ein Stück Zukunft!

Rufen Sie uns an, lassen Sie sich beraten und vereinbaren Sie noch heute ein Treffen, persönlich und unverbindlich.

Kontakt

Hermann Schultz
Vorsitzender NABU Stiftung Naturerbe
Schleswig-Holstein
Färberstraße 51, 24534 Neumünster
Tel. 04321-53734
www.NABU-Naturerbestiftung.de
Info@NABU-Naturerbestiftung.de

Stiftungskonto

NABU-Stiftung
„Naturerbe Schleswig-Holstein“
Sparkasse Südholstein
BLZ 230 510 30, Konto-Nr. 150 807 81

Foto: Inke Rabe

Editorial

Der „blaue Brief“ aus Brüssel



Foto: Klemens Karkow

Eigentlich wissen wir es längst: das Artensterben geht – bis auf ein paar ausgewählte Arten – mit unverminderter Heftigkeit weiter. In Deutschland ist jede Dritte Art gefährdet. So nehmen z. B. Uferschnepfe, Kiebitz, Trauerseeschwalbe und Haubenlerche rasant ab, selbst bei Star und Spatz sinken die Bestände. Ähnlich verhält es sich mit vielen anderen Tierarten.

Die Ursachen sind hinlänglich bekannt und aus berufenem Munde auch benannt worden. Hauptverursacher sowohl weltweit als auch in Schleswig-Holstein ist und bleibt die Zerstörung der Lebensräume durch die Methoden der intensiven Landbewirtschaftung zur Nahrungs- und Energiepflanzenproduktion im terrestrischen Bereich und die weltweite Überfischung im marinen Bereich. Auf großflächigen Monokulturen der modernen Landwirtschaft findet nach wie vor ein intensiver Einsatz von Düngemitteln und Giften gegen unerwünschte Pflanzen und Insekten statt. Beate Jessel, Präsidentin des Bundesamtes für Naturschutz, erklärte kürzlich: „Der größte Feind der Natur sind die Agrarsubventionen. Immer noch fließt viel zu viel Geld in Flächenprämien, die der Landwirt ohne Gegenleistung bekommt, immer noch wird die Zerstörung der Landschaft subventioniert.“ Es sei zwar so, dass Bund, Länder und Kommunen jährlich knapp eine Milliarde Euro für Naturschutzmaßnahmen ausgeben, „aber alleine die Flächenprämien liegen bei fünf bis sechs Milliarden Euro.“

Die Europäische Union hat schon vor Jahren Instrumente auf den Weg gebracht, mit denen der Artenrückgang durch die Auswei-

sung von Schutzgebieten auf der Grundlage der EU-Vogelschutzrichtlinie und der EU-FFH-Richtlinie – heute zusammengefasst eher als NATURA 2000 bekannt – eingedämmt bzw. aufgehoben werden sollte. Die EU-Mitgliedsstaaten wurden verpflichtet, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes entsprechende Gebiete auszuweisen. Einige wenige Auszüge aus diesen Richtlinien machen deutlich, mit welcher Ernsthaftigkeit die EU die Einrichtung solcher NATURA 2000-Gebiete umgesetzt wissen möchte. So heißt es dort:

„Diese Richtlinie hat zum Ziel, zur Sicherung der Artenvielfalt durch die Erhaltung der natürlichen Lebensräume sowie der wildlebenden Tiere und Pflanzen im europäischen Gebiet der Mitgliedstaaten, für das der Vertrag Geltung hat, beizutragen... Die aufgrund dieser Richtlinie getroffenen Maßnahmen zielen darauf ab, einen günstigen Erhaltungszustand der natürlichen Lebensräume und wildlebenden Tier- und Pflanzenarten von gemeinschaftlichem Interesse zu bewahren oder wieder herzustellen... Es wird ein kohärentes europäisches ökologisches Netz besonderer Schutzgebiete mit der Bezeichnung „Natura 2000“ errichtet. Dieses Netz besteht aus Gebieten, die die natürlichen Lebensraumtypen des Anhangs I sowie die Habitate der Arten des Anhangs II umfassen, und muss den Fortbestand oder gegebenenfalls die Wiederherstellung eines günstigen Erhaltungszustandes dieser natürlichen Lebensraumtypen und Habitate der Arten in ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet gewährleisten.“

Es wird dann weiter festgelegt, dass diese Gebiete von gemeinschaftlicher Bedeutung so schnell wie möglich, spätestens jedoch innerhalb von sechs Jahren, als besondere Schutzgebiete ausgewiesen werden müssen mit dem Ziel, den günstigen Erhaltungszustand dieser Gebiete zu bewahren oder wieder herzustellen. Diese Richtlinien wurden 2004 erlassen – damit liefen die Fristen zur Umsetzung in 2010 ab. In 2012 bat die EU die Bundesrepublik, über den Stand der Ausweisung zu berichten. Deutschland hatte im Februar 2013 seine Antwort nach Brüssel geschickt. Im Februar 2014 forderte die EU die Bundesrepublik auf, darzustellen, in wie weit die Umsetzung der Forderungen der NATURA 2000 Richtlinie erfolgt sei. Für Schleswig-Holstein musste die Bundesrepublik der EU mitteilen, dass das im Hinblick auf die zu erstellenden Entwicklungspläne, integrierten Wirtschaftspläne und die Einleitung geeigneter Maßnahmen rechtlicher, administrativer und vertraglicher Art,

die den ökologischen Erfordernissen der natürlichen Lebensraumtypen entsprechen, nur in 145 von 271 Gebieten (53 %) erfüllt sei. Die Einhaltung und Durchführung aller Maßnahmen soll bis 2017 gewährleistet sein – also 7 Jahre später, als in der EU mit den Stimmen der Bundesrepublik mehrheitlich seinerzeit beschlossen worden war. Die EU hat deshalb am 2. Februar 2015 einen „blauen Brief“ an die Bundesrepublik geschrieben, der sicherlich auch an Umweltminister Robert Habeck weitergeleitet worden ist. Darin heißt es: „Für die EU-Kommission ist diese Zeitplanung nicht akzeptabel, da die Fristen für die Ausweisung der Gebiete im Jahr 2010 abgelaufen waren.“ Weiter heißt es, „dass ein Mitgliedsstaat Erhaltungsziele und -prioritäten spätestens an dem Tag festgelegt haben muss, an dem die Frist zur Ausweisung abläuft.“

Die Bundesrepublik Deutschland hat bestätigt, dass für 1.665 Gebiete keine Erhaltungsziele festgelegt wurden und dass in insgesamt 2.784 Gebieten nicht alle von der EU geforderten Kriterien erfüllt worden sind. Dies alles wird eine hohe Geldstrafe für die Bundesrepublik zu Folge haben – der geschundenen Natur hilft es nicht mehr!

Trotzdem muss auch diese Landesregierung und damit auch Umweltminister Robert Habeck ganz dringend dafür sorgen, dass auch hier in Schleswig-Holstein endlich geltendes EU-Recht unverzüglich 1:1 umgesetzt wird und dass Politik und Behörden in ihrem täglichen Handeln sich endlich auch an dieses EU-Recht halten!

Mit freundlichen Grüßen

Hermann Schultz
NABU-Landesvorsitzender

Angstmacherei auf breiter Front:

Die absurde Debatte um das Jakobskreuzkraut

Wie keine andere Pflanze steht das Jakobskreuzkraut im kritischen Focus von Pferdehaltern, Imkern und inzwischen auch der Politik. Jedes Jahr im Juli, wenn seine leuchtend gelben Blüten manche Brachen, Straßenränder und Extensivweiden prägen, ist die Aufregung über seine angebliche Gefährlichkeit groß. Und das ungebremst über mittlerweile gut zehn Jahre - ohne dass in Schleswig-Holstein ein Pferd, Rind oder Schaf durch auf der Weide gefressenes Jakobskreuzkraut nachweislich zu Tode oder gar ein Mensch durch angeblich verseuchten Honig zu Schaden gekommen wäre. Bereits 2008 hat der NABU über das Jakobskreuzkraut berichtet (Betrifft: NATUR 4 / 2008). Doch es ist wieder an der Zeit, Fakten nachzulegen und über den derzeitigen Stand der Diskussion zu berichten, nicht zuletzt auch zur politischen Komponente der zunehmend irrationaleren Kontroverse um das gelbe Kraut.

Unbestritten ist Jakobskreuzkraut durch die in der Pflanze enthaltenen Pyrrolizidinalkaloide (PA) giftig und kann, in größeren Mengen gefressen, auch zum Tode führen. Dabei ist die Empfindlichkeit von Pferden am höchsten, von Schafen und Ziegen am geringsten. Doch die Weidetiere verschmähen das Kreuzkraut. Wer mal selbst ein paar Blätter davon durchgekaut hat, versteht den Grund: Die in der Pflanze enthaltenen Bitterstoffe schmecken abscheulich.

Vor gut 20 Jahren, als die rasante Verbreitung des Jakobskreuzkrautes einsetzte, hat sich kaum ein Nutztierhalter dafür interessiert. Als sich Mitte der 1990er Jahre auf einer Extensivweide der Marius-Böger-Stiftung im Kreis Plön einer der ersten Dominanzbestände

fast explosionsartig entwickelte, hat sich der Rinderhalter über das kontrastreiche Bild – schwarze Galloways im gelben Blütenmeer – sogar gefreut. Weder damals noch in späteren Jahren kam es bei ihm oder seinem Nachfolger zu Schadensfällen. Auch der Stiftung Naturschutz oder dem Weideverband Bunde Wischen, die über mehrere Tausend Hektar Extensivweiden verfügen, sind keine Verluste bekannt, die definitiv auf beim Weiden gefressenes Jakobskreuzkraut zurückzuführen gewesen wären. Gemessen an der hohen Zahl an Weidetieren, die seit Jahrzehnten auf mit Jakobskreuzkraut bestandenen Flächen gehalten worden sind, sind Verdachtsfälle einer Vergiftung verschwindend gering. Gesicherte Nachweise einer tödlichen Vergiftung liegen

für Schleswig-Holstein bis heute nicht vor. So schien sich zumindest bei den Landwirten die Empörung über das gelbe Kraut und „die Naturschützer, die damit das Land verderben“, zwischenzeitlich wieder zu legen.

Gift im Honig?

Bis ein paar Imker Alarm schlugen, ihr Honig würde durch den Nektar vergiftet werden. Diese Meldung rief reflexartig Medien und Politik auf den Plan – schließlich ging es um ein als Inbegriff von Gesundheit und Naturreinheit geltendes Nahrungsmittel. Bei einer folgenden Analyse von 126 Honigproben aus verschiedenen Gebieten Schleswig-Holsteins lagen allerdings nur sieben Proben, d.h. 6%,



Foto: Thomas Behrendts



Foto: Oscar Klöse

Oben: Dorngrasmücken brüten in Hochstaudenfluren und sind von den vorgesehenen Schlegelmaßnahmen auf Naturschutzflächen stark betroffen.

Links: Auf manchen trockenen Standorten des Jakobskreuzkrautes wächst auch der Thymian. Wertvolle Pflanzenarten wie diese sind durch den Umbruch, der auch Naturschutzziele zuwider läuft, gefährdet.

über dem vom Bundesinstitut für Risikobewertung empfohlenen PA-Grenzwert von 140 Mikrogramm pro kg Honig. (Einen verbindlich festgesetzten und damit rechtsverbindlichen Grenzwert für PA gibt es bislang weder auf nationaler noch auf internationaler Ebene.) 53% befanden sich, meist deutlich, unter dem Empfehlungswert, bei weiteren 41% war ein PA-Nachweis technisch nicht möglich. Selbst bei einer weiteren Untersuchungsreihe, diesmal gezielt mit Honig aus Gegenden mit besonders reichen Jakobskreuzkrautbeständen, lagen die Ergebnisse zu 85% unterhalb des Empfehlungswertes. Bei beiden Probenreihen wurde ausschließlich auf Honig der Sommertracht zugegriffen, um die Blütezeit des Jakobskreuzkrautes einzubeziehen. Eine deutlich stärkere PA-Belastung des Honigs kann sich nach Mitteilung des Bundeslandwirtschaftsministeriums allerdings durch die Beimischung von so genanntem Rohhonig, aus Amerika oder Asien importiert, ergeben, mit dem der im Discounter erhältliche Honig aufbereitet wird. Einen Anlass zur Bekämpfung des Jakobskreuzkrautes sieht das Bundesministerium übrigens nicht.

Viele Imker haben inzwischen begriffen, dass sie sich ihren Honigmarkt mit der angezettelten Diskussion um die angebliche PA-Belastung selbst ruinieren. Zumal die Verbraucher über kurz oder lang die Frage nach anderen gesundheitsgefährdenden Verbindungen im Honig wie z.B. aus der Landwirtschaft stammende Pestizide stellen könnten. So versuchen Funktionäre des Imkerverbandes, die Debatte wieder auf den Boden der Tatsachen herunterzuholen.

In der Tat wirkt die Aufregung um eventuelle PA-Gehalte im Honig künstlich aufgebauscht. Denn Jakobskreuzkraut ist bei Bienen nicht sonderlich beliebt. Es wird zwar gerne von Weichkäfern, Fliegen, Schwebfliegen und Faltern diverser Arten angefliegen, von Bienen aber hauptsächlich deswegen besucht, weil keine Alternativen bestehen. Da sich für Bienen attraktive Blüten in unserer Agrarlandschaft über Sommer immer weniger zeigen, müssen sie sich mit einer Nektarquelle „zweiter Wahl“ begnügen, zumal ihnen die knallgelben Massenbestände des Jakobskreuzkrautes bereits aus der Ferne reichlich Honig signalisieren.

Mitte Juli, wenn des Jakobskreuzkraut in voller Blüte steht, geht für den Imker hierzulande die Zeit der Honigernte eigentlich schon zu Ende. So raten Imker, den Honig vor der Jakobskreuzkrautblütezeit abzuschleudern und den Rest der Sommertracht den Bienen selbst zu überlassen. Für Bienen und ihre Larven sind die PA-Gehalte in Nektar und Pollen des Jakobskreuzkrautes unproblematisch. Im Übrigen gilt: Wer auf den Sommerhonig nicht verzichten will, sollte seine Bienenstöcke nicht gerade in die Nähe eines Jakobskreuzkraut-Dominanzbestandes stellen.

Künstliche Aufregung

Vom Medien-Hype um den Honig inspiriert, sind der Bauernverband und seine politische Lobby wieder auf den Zug aufgesprungen. Dabei kamen ihnen der Tod zweier Rinder auf einer mit Jakobskreuzkraut besiedelten Naturschutzkoppel bei Neustadt, Kreis Ostholstein, vor einigen Wochen entgegen. Zwar bestand der Verdacht auf PA-Vergiftung, eine zur exakten Feststellung der Todesursache notwendige Gewebeuntersuchung der Leber unterblieb aber. Dennoch nehmen Bauernverband und sein politischer Anhang dies publikumswirksam zum Anlass, radikale Maßnahmen zur Bekämpfung bis hin zur Ausrottung der gelben Pflanze zu fordern. Dabei sind die wenigsten Landwirte selbst betroffen. Denn mit den in der konventionellen Land-

wirtschaft üblichen Mitteln der Grünlandbewirtschaftung hat das Jakobskreuzkraut auf herkömmlich genutzten Dauerweiden und Mähwiesen keine Chancen.

Und wenn nun doch die beide Neustädter Tiere an Jakobskreuzkraut verendet sein sollten? In Relation zu den Tausenden an Rindern, die mittlerweile auf mit Jakobskreuzkraut bestandenen Flächen – ohne sich zu vergiften – geweidet haben, wäre auch das wahrlich kein Grund zur Aufregung. Von den meistens auf solchen Koppeln eingesetzten Robustrindern dürften ungleich mehr an anderen Ursachen eingegangen sein. Keine um das Tierwohl besorgte Person wird bestreiten können, dass die auf den Naturschutzflächen eingesetzten Vierbeiner ein artgerechteres (und auch längeres) Leben führen als die allermeisten ihrer Artgenossen in der konventio-



Foto: Detlef Kolligs

Die Raupen des Blutbären sind auf Jakobskreuzkraut als Nahrung angewiesen. Wachsen die Bestände dieser Pflanze an, nimmt auch der gesetzlich geschützte Falter deutlich zu.



Ruderalflächen stellen nach der Nutzungsaufgabe einen extrem artenreichen Lebensraum dar, der in der Landschaft immer mehr verschwindet.

Fotos: Detlef Kolligs

nellen Tierhaltung, wo selbst Fleischrinder immer seltener draußen auf der freien Weide laufen dürfen.

Den Bauernverband ficht das alles aber nicht an. Er weiß, dass er mit seiner Kampagne den Naturschutz, hier insbesondere die Stiftung Naturschutz, in die Ecke drängen kann. Denn in vielen Halboffenen Weidelandschaften der Stiftung gedeiht das Jakobskreuzkraut prächtig, insbesondere dann, wenn sich das Weideland aus einem aufgelassenen Acker entwickelt und damit zeitweilig eine schütterere Vegetationsdecke aufgewiesen hat. In Naturschutzkreisen bestreitet das niemand – wozu auch? Schließlich stellt das Jakobskreuzkraut in unserer an Blüten immer ärmer werdenden Landschaft einen wertvollen Beitrag zur Biodiversität dar. Der Bauernverband sieht in der Stiftung und anderen naturschutzbezogenen Landeigentümern jedoch nicht etwa Organisationen, die seine eigenen Defizite im Umgang mit der Natur zumindest ein bisschen wettzumachen versuchen, sondern schlicht Konkurrenten um die knapp gewordene Ressource Land. Nicht ohne solche Hintergedanken spricht der Bauernverband der exten-

siven, naturschutzorientierten Weidenutzung den Status einer ordnungsgemäßen Landwirtschaft ab. Da kommt ihm das Jakobskreuzkraut als vorgebliches „Zeichen der Verwahrlosung“ solcher Flächen gerade recht.

Dem Drängen nach intensiver Bekämpfung des Jakobskreuzkrautes hat sich leider auch Umweltminister Habeck gebeugt. So ist die Stiftung Naturschutz vom Ministerium zu großflächigem Mähen bzw. Mulchen veranlasst worden. Wurden bereits 2014 über 500 ha an mit Jakobskreuzkraut bestandenen Weiden gemäht, sollen es in 2015 etwa 1.000 ha werden – eine riesige Fläche, auf der die Biodiversität erheblich eingeschränkt werden wird. Die Mahd beseitigt sämtliche höheren Strukturelemente wie andere Hochstauden und aufkommende Gehölze. Das Mulchen, bei dem das Schnittgut fein zerkleinert wird, beeinträchtigt die Naturschutzflächen noch darüber hinaus, indem die an den Pflanzen sitzenden Tiere getötet werden. Die mit einer Halboffenen Weidelandschaft verbundenen Entwicklungsziele, nämlich ein Mosaik aus hohen und niedrigen Vegetationsbereichen und damit eine Vielfalt an Lebensräumen für Tiere

und Pflanzen, werden mit derartigen Eingriffen ad absurdum geführt.

Der Aktionismus geht jedoch noch darüber hinaus. Nach der Nachricht über die bei Neustadt verendeten Tiere hat der Minister spontan eine „Verschärfung bei der Bekämpfung“ gefordert und dafür auch Umbruch und Neueinsaat von stark mit Jakobskreuzkraut bewachsenen Naturschutzflächen verlangt. Dass mit einem Grünlandumbruch die gesamte Flora und Fauna auf einen Schlag vernichtet wird und damit eine solche drastische Maßnahme dem Naturschutz absolut entgegensteht, wird bei derart markigen Worten nicht bedacht. Hauptsache, man zeigt sich tatkräftig.

Bekämpfung sinnlos

Wie alle Experten eigentlich wissen, bleiben solche Bekämpfungsmaßnahmen weitgehend erfolglos: Wird die Pflanze vor der Blüte gemäht, wird damit auch ihr Absterben unterbunden. Entweder schiebt sie später im gleichen Jahr einen neuen (kleineren) Blütenstand oder sie überdauert ein weiteres Jahr, um dann zur Blüte zu gelangen. Durch all-

jährliche Mahd kann das an sich zweijährige Jakobskreuzkraut also gewissermaßen zur ausdauernden Staude werden. Denn der Absterbeprozess wird erst mit der Samenbildung eingeleitet. Die deshalb gegebene Empfehlung, gegen Ende der Blütezeit zu mähen, hilft jedoch auch nicht weiter. Denn abgemähte Blütenköpfe entwickeln ihre Samen über eine Notreife.

Dementsprechend sind auch die an das Straßenbauamt sowie die Landesforsten ergangenen Aufforderungen, Jakobskreuzkraut an Straßenrändern bzw. auf Aufforstungsflächen zu mähen, unsinnig. Und wer für derartige Bereiche oder sogar für Naturschutzflächen einen flächenhaften Einsatz von Herbiziden erwägt, sollte außer den fatalen Auswirkungen auf die Flora und Fauna bedenken, dass die Keimfähigkeit der Samen vermutlich über viele Jahre erhalten bleibt. Das würde übrigens auch für ein Unterpflügen von Jakobskreuzkrautbeständen gelten: Die Pflanzen sind zwar oberflächlich beseitigt – jedoch warten die im Boden befindlichen Samen auf Gelegenheit zur Keimung.

Geradezu grotesk wirkt eine Mitte Juni erfolgte Aktion des Umweltausschusses der Gemeinde Scharbeutz, bei der dieser meinte,

das Jakobskreuzkraut aus den Dünen des Ostseebades entfernen zu müssen, „um die Urlauber zu schützen“. Stolz präsentierte man der Presse säckeweise gelbe Pflanzen. Abgesehen davon, dass wohl kein Badegast so dämlich wäre, den Bewuchs des schmalen Dünengürtels „abzuweiden“, hat man auch die falsche Pflanze erwischt. Denn Jakobskreuzkraut hat Mitte Juni noch gar nicht geblüht. Ausgerissen wurde vermutlich das Frühlingsgriekraut *Senecio vernalis*. So wurde ohne Sinn und Verstand in den Dünen herumgetrampelt.

Das einzige positive Ergebnis der intensiven Diskussion um das Jakobskreuzkraut ist der Aufbau eines „Kompetenzzentrums Jakobskreuzkraut“ bei der Stiftung Naturschutz. Geleitet vom Chemiker und Umweltwissenschaftler Dr. Aiko Huckauf, werden besorgte Imker und Tierhalter beraten (Telefon 0431 21090-799), aber auch wissenschaftliche Untersuchungen u.a. zur Phänologie des Jakobskreuzkrauts initiiert.

Davon abgesehen wird die Debatte um das Jakobskreuzkraut von irrationalen Ängsten bis hin zu hysterischen Bezeichnungen, angeheizt durch fachlich nicht haltbare Behauptungen aus Lobbyistenkreisen, und plakativem Aktivismus bestimmt. Die Erkenntnis, dass eine

effiziente Bekämpfung des Jakobskreuzkrautes auf dessen bevorzugten Wuchsorten mit vertretbaren Mitteln weder möglich noch notwendig ist, hat sich zwar in den meisten Fachkreisen durchgesetzt, wird aber ausgeblendet. Ähnlich wie bei der aktuellen Debatte um die angeblichen Gefahren, die uns Schleswig-Holsteiner durch einwandernde Wölfe drohen sollen, scheint auch bei der Auseinandersetzung um das Jakobskreuzkraut die Bodenhaftung verloren gegangen zu sein.



Fritz Heydemann
Stellv. NABU-Landesvorsitzender
Lütjenburger Straße 33, 24306 Plön
Fritz.Heydemann@NABU-SH.de

Das Jakobskreuzkraut – eine Pflanze mit interessantem Populationszyklus

Das Jakobskreuzkraut *Senecio jacobaea*, auch als Jakobsgriekraut bezeichnet, ist in der Regel zweijährig, d.h. nach der Blüte im zweiten Lebensjahr stirbt die Pflanze ab. Wie viele seiner Verwandten aus der Familie der Korbblütler produziert sie Tausende von Samen. Mit Hilfe eines Schirms aus feinen Haaren lassen sie sich vom Wind verdriften. Zum Keimen benötigen sie offene Bodenstellen; die lichtbedürftigen Jungpflanzen können kein Überwachsen durch andere Pflanzen vertragen. Für das Jakobskreuzkraut günstige Standorte sind somit Brachen, Straßenrandböschungen, Bahndämme und oft auch Extensivweiden, vor allem dann, wenn sie auf sandigeren Böden fußen und damit die Vegetationsdecke längere Zeit schütter bleibt. Besonders betroffen sind überbesetzte Pferdekoppeln, auf denen die Tiere die Grasnarbe durch Verbiss und Vertritt stark geschädigt haben. Auf herkömmlich gepflegten Viehweiden hat das Jakobskreuzkraut jedoch kaum Entwicklungschancen.

Das Jakobskreuzkraut ist nicht etwa aus fernen Breiten eingeschleppt worden, sondern gehört zur ursprünglich heimischen Flora. Für seine in den 1990er Jahren einsetzende rapide Verbreitung über ganz Schleswig-Holstein mit stellenweise sehr hohen Bestandsdichten konnte noch keine schlüssi-

ge Erklärung gefunden werden. Man geht jedoch davon aus, dass es auch schon zu früheren Zeiten ähnliche Massenverbreitungen gegeben hat. So ist für England ein vergleichbarer Verbreitungshöhepunkt aus den 1950er Jahren bekannt. Danach brach der Bestand fast vollständig zusammen, um in den 1980er/1990er Jahren erneut aufzuflammen. Eine Vermutung zu den Ursachen dieses eigenartigen Populationszyklus geht dahin, dass das Jakobskreuzkraut mit dieser weit gespannten Häufigkeitsamplitude ihren Fressfeinden „ein Schnippchen schlagen“ würde. So war der Blutbär, ein Schmetterling, dessen Raupen Jakobskreuzkrautbestände massiv schädigen können, infolge des jahrzehntelangen weitgehenden Fehlens seiner Nahrungspflanze, fast ausgestorben. Erst jetzt, nach der neuerlichen Ausbreitung des Jakobskreuzkrautes, ist er wieder häufig anzutreffen. Das mag auch für weitere spezialisierte Gegenspieler gelten, die mit dieser merkwürdigen Ausbreitungsperiodik ebenfalls ausgetrickst worden sein könnten. Sollte sich diese These bewahrheiten, wäre es ein höchst interessanter Fall von evolutionärer Anpassung. Zumindest ist aber die Annahme erlaubt, dass die Pflanze wieder deutlich zurückgehen wird.

Das Jakobskreuzkraut enthält – wie die anderen Vertreter der Kreuzkraut-Gattung und etliche weitere Pflanzenarten auch – Pyrrolizidinalkaloide (PA). Nach dem Fressen der Pflanze werden diese in der Leber zu Pyrrolen abgebaut. Das sind die eigentlichen Giftstoffe, welche die Leber schädigen. Den Pflanzenfressern wird die Giftigkeit jedoch durch Bitterstoffe signalisiert, so dass das Jakobskreuzkraut konsequent gemieden wird. Allerdings verlieren abgestorbene Pflanzenteile den bitteren Geschmack, nicht aber die PA. Deshalb wird Jakobskreuzkraut erst dann gefährlich, wenn es in Heu oder Silage enthalten ist – oder aber nach der Mahd auf der Viehweide liegen bleibt. Dass dieses Risiko unbedingt vermieden werden muss, scheint noch längst nicht jedem Landwirt bewusst zu sein.

Der Blutbär kommt jedoch nicht nur unbeschadet davon. Er profitiert sogar von der Giftigkeit seiner Futterpflanze, indem er die PA in hoher Konzentration speichert und damit für Vögel einen höchst ungenießbaren Happen bildet. Doch wer gar nicht erst gefressen werden will, warnt seine Feinde: Die Raupe ist schwarz-gelborange geringelt, der Falter signalisiert seine Toxizität mit kontrastreicher schwarz-roter Färbung.



Ein Mauerbienenweibchen beim Verlassen eines Bambusrohres. Als Baumaterial für die hintereinander liegenden Zellen im Bambusröhrchen sowie für den Nestverschluss dient feuchte Erde.

Alle Fotos dieses Artikels: Carsten Pusch

Bienenschutz

„... natürlich auch für Wildbienen!“

Nur wenige Tierarten, erst recht nicht unter den Insekten, haben ein so positives Image wie die Honigbiene. Die fleißige Bienenarbeiterin, die unermüdlich selbstlos den so schmackhaften, süßen Honig produziert und dabei die Obstbäume bestäubt. Geprägt durch Geschichten rund um die Biene Maja sind Generationen von Kindern mit diesem Bild aufgewachsen. Selbst die Möglichkeit eines schmerzhaften Bienenstichs, bei Wespen und Hornissen Ursache häufig panischer Reaktionen und umgehender Nestvernichtungen, wird den Honigbienen nachgesehen, ja sogar noch medizinisch-therapeutisch genutzt.

Häufig wird dabei übersehen, dass sich unter dem allgemeinen Begriff „Bienen“ nicht nur die Honigbiene verbirgt, sondern Deutschland weit rund 560 weitere, überwiegend einzeln (solitär) lebende Wildbienenarten. In Schleswig-Holstein sind es 296 Wildbienenarten (und die Honigbiene), davon sind knapp 50% auf der Roten Liste, also gefährdet oder vom Aussterben bedroht. In anderen Bundesländern ist der Anteil sogar noch höher.

In Zeiten des „Bienensterbens“ und den in Mode gekommenen Initiativen zum Thema „Bienenschutz“ liegt aber der Focus der öffentlichen Diskussion sehr einseitig auf der Honigbiene. Meist versteckt und nebenbei wird in vielen Veranstaltungen, Vorträgen und Publikationen noch ein „... und natürlich auch Wildbienen“ hinterher geschoben. Aus ökologischer Sicht würde aber wohl der Verlust der Wildbienen viel schwerer wiegen als Ausfälle in den Reihen der Honigbienen. Daher muss beim Blick auf „die Bienen“ aus Sicht des Arten- und Naturschutzes vor allem der Schutz der teilweise hochspezialisierten Wildbienen im Vordergrund stehen. Denn Wildbienenenschutz nutzt immer auch der Honigbiene, Honigbienschutz nicht immer aber den Wildbienen!

Ausgeräumte Landschaften

In den vergangenen Jahrzehnten hat in weiten Teilen Mitteleuropas – und damit auch in

Schleswig-Holstein – eine beispiellose Ausräumung, Nährstoffbelastung und Versiegelung der Landschaft stattgefunden. Die Beeinträchtigung der Nahrungsräume und die Zerstörung der Nistplätze der heimischen Wildbienen sind die Hauptgründe für den starken Rückgang der Wildbienen. In Deutschland stehen 53% aller Arten auf der Roten Liste. Weitere Faktoren verschärfen diese Entwicklung und die kritische Lage vieler Arten. Die in Landwirtschaft und Gartenbau eingesetzten Pestizide und Herbizide können zu einer direkten Vergiftung der Tiere und der Larven in den Brutzellen führen. Großflächige Mäharbeiten können schlagartig das Blütenangebot vernichten, mit der Konsequenz bedrohlicher Nahrungsengpässe.

Mehrere Untersuchungen haben mittlerweile nachgewiesen, dass sich auch die Nahrungskonkurrenz der Honigbiene negativ auf die Bestände der Wildbienen auswirken kann. Vor dem Hintergrund der massiven Landschaftsveränderungen sowie der Intensivierung der Nutzungen – vor allem in der Landwirtschaft – scheint diese Konkurrenz zunächst eher von untergeordneter Bedeutung, vor dem Hintergrund des Kampfes um die letzten Ressourcen an ungenutzten Flächen, einem begrenzten Nahrungs- und Nistplatzangebots in der Landschaft muss es daher die Aufgabe des Naturschutzes sein, hier für die Sicherung und Optimierung der

noch vorhandenen Wildbienenlebensräume einzutreten.

Ohne Hilfe nicht überlebensfähig

Ein Bienenvolk der in Mitteleuropa von Menschen gehaltenen sog. Hochzuchttrassen – die gar nichts mehr gemein haben mit der ursprünglich hier lebenden, heimischen Dunklen Honigbiene – besteht aus ca. 20.000 (im Extremfall bis zu 80.000) Arbeiterinnen. Der Imker versucht seine Völker vor den schädlichen Einflüssen (Wetter, Feinde, Parasiten, Krankheiten etc.) zu schützen. Selbst für die Überwinterung oder für eine Zufütterung in Zeiten von Nahrungsengpässen ist gesorgt. Eine gewaltige Anzahl von Arbeiterinnen bzw. Sammlerinnen befliegen die Umgebung ihrer Stöcke in einem Radius von mehreren Kilometern.

In großen landwirtschaftlichen Monokulturen ist das natürlich erwünscht, unter den Bedingungen der Landwirtschaft wohl sogar notwendig. Bis auf wenige Ausnahmen wie bestimmte Hummel- oder einige andere größere Arten legen Wildbienen dem gegenüber nur wenige hundert Meter zwischen Nist- und Nahrungsplatz zurück. Je größer bei diesen Arten die Distanzen zwischen den Nahrungsquellen und den Nistplätzen ist, umso größer sind die negativen Auswirkungen auf den Fortpflanzungserfolg. Auch die Parasitierung der Brutzellen nimmt dann stark zu, da



Hosenbiene

diese aufgrund der zeitintensiveren Sammelflüge länger unbewacht bleiben.

Hobbyimker halten am selben Standort üblicherweise wenige, Berufsimker hingegen sehr viele Völker. Derartige Konzentrationen, die bei wilden Honigbienen natürlicherweise nicht vorkommen, vergrößern die „Honigbienschwemme“ vor Ort noch. Aus einem Bienenstand mit etlichen Völkern werden somit mehrere hunderttausend Sammlerinnen auf z.B. Rapsfelder losgelassen – und damit aber auch in die umgebende Natur. Werden diese Honigbienvölker nach einiger Zeit umgesetzt, tritt diese „Bienen-Flut“ am neuen Standort erneut sehr plötzlich auf. Von einem auf den anderen Tag können die dort noch vorkommenden Solitärbienen dann ihre letzten Pollenquellen verlieren. Eine Feldstudie stellte etwa fest, dass auf Flächen ohne Honigbienen die Solitärbienen wie Blattschneider-, Mauer- und Wollbienen sich 2–5mal besser vermehren als auf Arealen, die intensiv von Honigbienen besammelt werden. Ein weiteres Beispiel: Die Häufigkeit einer auf Heidekraut spezialisierten Seidenbiene stieg linear mit der Entfernung zu Honigbienvölkern an.

Heutzutage findet in den Monokulturen der industrialisierten Landwirtschaft eine Verdrängung von Wildbienen allerdings kaum noch statt. In diesen ausgeräumten Agrarflächen fehlen geeignete Niststrukturen wie offene Bodenflächen, Altholz, Nahrungspflanzen – also praktisch alles, was die heimischen Wildbienen zum Überleben brauchen! In der Umgebung solcher Flächen gibt es dann auch nicht mehr so viele Solitärbienen, wie sie für die Bestäubung dieser Monokultur nötig wären. Einem Honigbienvolk entsprechen je nach Hummelart etwa 200–500 Hummelvölker – so viele können in einem solchen Umfeld gar nicht existieren.

Problem Nahrungskonkurrenz

Monokulturen bieten vom Frühjahr bis Herbst natürlich keine durchgehend lückenlose Blütentracht. Daher müssen Honigbienen in wechselnder Anzahl auch die erreichbaren naturnahen oder natürlichen Randareale abfliegen. Wildbienen nutzen zeitweise in erheblichem Umfang die gleichen Pflanzenarten als Nektar- und Pollenquellen. Bei hoher Überlappung der besuchten Nahrungspflanzen und hoher Dichte der Honigbiene kann diese als stärkere Art das Nahrungsangebot auf den von den Wildbienen bevorzugten Blüten erheblich reduzieren. Die Wildbienen werden gezwungen, auf alternative Nahrungspflanzen auszuweichen. Fehlen diese, kann es in der Folge zu einer geringen bis starken Verdrängung von Wildbienen kommen.

Die mögliche „Verdrängung“ der Wildbienen durch Honigbienen auf solch naturnahen oder natürlichen Flächen erfolgt also durch Nahrungskonkurrenz. Pollenkörner können

nur einmal gesammelt werden und Nektar wird nur begrenzt von der Pflanze produziert. Wildbienen haben daher gegen die Konkurrenz der vielen Honigbienen nur eine Chance, wenn sie z.B. frühmorgens vor der Konkurrenz sammeln, Blüten besuchen, die von Honigbienen wegen ihrer Größe oder Rüssellänge nicht besammelt werden können oder die Honigbienen nichts zu bieten haben – etwa Gilbweiderich-Arten, die Öl statt Nektar absondern.

Wildbienen sind von der Nahrungskonkurrenz der Honigbienvölker in unterschiedlichem Maße betroffen. Sogenannte „polylektische“ Bienen, also Nahrungsgeneralisten, die viele verschiedene Pollenquellen nutzen, sind dabei weniger gefährdet. Oligolektische, also auf eine Blütenpflanzengattung oder sogar nur eine Blütenpflanzenart spezialisierte Bienenarten, sind somit deutlich stärker dieser Konkurrenz ausgesetzt. Nahrungsgeneralisten wie die meisten Hummeln oder die großen Mauerbienen können sich der Konkurrenz der Honigbiene in einer Nahrungsnische teilweise entziehen, während die Nahrungsspezialisten dem Druck wesentlich massiver ausgesetzt sind. Gegenüber Honigbienen sind sie nur im Vorteil, wenn ihre Blüten von der Konkurrenz nicht genutzt werden können, etwa weil Honigbienen mit ihren kurzen Rüsseln längliche, röhrenförmige Blütenformen nicht nutzen können.

In der mitteleuropäischen Wildbienenfauna sind rund dreißig Prozent der nestbauenden Arten oligolektisch, ungefähr sechzig Prozent

polylektisch. Die Blütenpräferenzen der restlichen zehn Prozent sind noch unbekannt. Zwischen den Nahrungsspezialisten und -generalisten gibt es allerdings breite Übergänge.

Honigbienenfreie Zonen um Schutzgebiete notwendig

Abseits der industriellen Landwirtschaft, also in Landschafts- und Naturschutzgebieten sowie in Gemeinden und Städten, in vielen Privatgärten ist die Konzentration der Bienenstöcke (bislang noch) geringer. Aber auch hier ist der Mensch im Laufe der Vegetationsperiode verantwortlich für die starke Schwankungen der Blütenpräsenz: Wenn Stadtverschönerungsinitiativen, Grünflächenämter, aber auch Privatpersonen im Frühsommer den sogenannten „Unkräutern“ zu Leibe rücken, entsteht ein „Sommerloch“ im Blütenangebot mit unter Umständen erheblichen Konsequenzen. Wenn grundsätzlich – und erst recht bei bestimmten spezialisierten Arten – jede vorhandene, nicht gemähte Blüte zählt. Wenige Honigbienen können dann die Solitärbienen verdrängen.

Nach Ansicht des NABU darf es daher in Schutzgebieten keine domestizierten Honigbienen geben. Damit sie nicht von außen in diese Schutzgebiete einfliegen, sollten Bienenstöcke einen Abstand von mindestens 1,5–2 km zu Naturschutzgebieten einhalten. Eine entsprechende Regelung ist notwendig: Immer wieder haben Imker in der Vergangenheit angefragt, ob sie ihre Honigbienvölker an



Gärten können ein Paradies für Wildbienen sein! Hier ist dabei auf ein breites Angebot an Früh- bis Spätblüher zu achten sowie auf geeignete Nistplatzmöglichkeiten.

„Die Fliege des weißen Mannes“

Bei der Besiedlung Nordamerikas durch europäische Auswanderer spielte die Honigbiene eine wichtige Rolle. Wahrscheinlich Anfang des 16. Jahrhunderts gelangten die Tiere mit spanischen Schiffen in den karibischen Raum und anschließend auf das amerikanische Festland. Anfang des 17. Jahrhunderts sind Honigbienen auch aus England eingeführt worden. Wo immer Europäer sich anschließend niederließen, stets hatten sie ihre Nutztiere und -pflanzen dabei. In der weiteren Besiedlung und Ausbreitung Nordamerikas haben sich die Bienen immer etwas vor den Siedlern – wie eine Vorhut – im Land

ausgebreitet. Die Indianer nannten sie daher die „Fliege des weißen Mannes“, das Auftreten war für sie ein Anzeichen, dass die Siedlungen der Weißen nicht mehr weit waren. Das Bild der den Siedlern als biologische Vorhut vorausziehenden Biene ist umfangreich in die Dichtung, Literatur und Naturgeschichte Nordamerikas eingegangen, aber auch an vielen anderen Orten der Welt zu beobachten gewesen.

Wo immer sich europäische Siedler niederließen, war die Honigbiene mit dabei: mit manchmal katastrophalen Auswirkungen auf die dort heimische Fauna und Flora, sei es durch Verdrängung und Höhlenbesetzung in den Altbäumen, aber auch durch das

Vorgehen der menschlichen Honigjäger. Die alten, höhlenreichen, von Honigbienen besetzten Bäume wurden dafür kurzerhand gefällt oder abgebrannt und ausgeräuchert. Eine erfolgreiche Honigjagd führt damit unweigerlich zur Zerstörung alter Bäume. Die zunehmende Siedlungsdichte führt letztlich dazu, dass in ganzen Landstrichen alte, höhlenreiche Urwaldbäume vernichtet waren. Wissenschaftler gehen davon aus, dass dadurch auch einheimische Vogelarten in Nordamerika wie z. B. der grüne Karolinasisittich, eine Papageienart, ausgestorben sind.

Quelle: Robischon, Marcel (2012)

oder sogar in Naturschutzgebieten aufstellen können. Dies wurde von Seiten des NABU als auch der zuständigen Unteren Naturschutzbehörde in einem Küstenschutzgebiet schon abgelehnt.

Honigbiene als landwirtschaftliches Nutztier

Honigbienen gelten meist als „die Bienen“ und Bienen als „die Blütenbestäuber“ schlechthin. Imker werden schnell als die Bewahrer der Natur und Schöpfung betrachtet. Mit „wahrer“ Natur hat die Imkerei allerdings nicht viel zu tun. Honigbienen, die in Natur und Garten fliegen, sind eben nicht die ehemals wilden, heimischen Honigbienen, sondern Zuchtformen fremdländischer Rassen. Diese Nutztiere sind Eigentum eines Imkers, der sie in seinen Bienenkörben hält, pflegt, schützt und bewirtschaftet. Ohne diese Unterstützung sind diese Arten, diese Völker nicht lange überlebensfähig. Die Völker domestizierter Honigbienen sind Dank der Pflege des Imkers erheblich größer als die ihrer wildlebenden Verwandten und produzieren viel mehr Honig. Zugleich sind sie aber anfälliger z. B. gegenüber ungünstiger Witterung und

Krankheiten. Der Wert der Honigbienen liegt längst nicht mehr nur in der Honigproduktion. Der eigentliche kommerzielle Wert besteht heutzutage fast ausschließlich in der Bestäubung der Massentrachten in der industrialisierten Landwirtschaft. Sofern die Gesellschaft diese Form der Landwirtschaft weiter unterstützt, bleibt zumindest für diese Flächen der Einsatz der Honigbiene unumgänglich. Die Haltung von Honigbienen ist damit eine Form der landwirtschaftlichen Massentierhaltung – eben nur bei Insekten. Laut Bundeslandwirtschaftsministerium liegt der deutsche Pro-Kopf-Verzehr an Honig mit über einem Kilo pro Jahr weltweit an der Spitze. Der in Deutschland konsumierte Honig stammt zu 70–80 Prozent aus Importen, vor allem aus

Lateinamerika, Spanien, Bulgarien und China. In der gesamten EU betreiben 97% der Imker die Imkerei höchstens als Nebenerwerb. Nur ein Drittel der Stöcke gehören Imkern mit 100 und mehr Völkern. Auch in Deutschland gibt es Großimker mit über 400 Völkern. Das ist aber wenig gegenüber der Massentierhaltung in den USA. Nur fünf Prozent der Imker halten dort 95% der Honigbienen. Tausende Völker werden auf Lastwagen durch das Land gekarrt, um die Befruchtung in gigantischen Plantagen stehender Nutzpflanzen zu besorgen.

Bestäubungsleistung der Wildbienen

Die Natur kommt offenbar ohne Honigbienen aus. Es gibt keine Wildpflanzen, die nur von Honigbienen bestäubt werden können, die also ohne Honigbienen aussterben würden. In Amerika gab es vor Kolumbus keine Honigbienen, dennoch haben sich dort viele Blütenpflanzen entwickelt, die heute auch von europäischen Honigbienen besucht werden.

Wildbienen sind intensive Blütenbesucher. Aufgrund ihrer Artenzahl, ihres Verhaltens beim Besuch der Blüte sowie der weiten Verbreitung sind Wildbienen, gerade auch im Vergleich zu anderen blütenbesuchenden Insekten besonders wichtige Bestäuber von Wild- und Nutzpflanzen. Es gibt Hinweise, dass der Einsatz von Wildbienen in der Saat-



Nach der Arbeit sollst Du ruhn ... oder die Brutzellen gegen Parasiten und Kuckucksbienen verteidigen.





Die Honigbiene kommt in Mitteleuropa nicht mehr wild vor, sondern nur verschiedene gezüchtete Rassen. Entflogene Schwärme können sich über eine Zeit in hohlen Bäumen oder anderen Hohlräumen halten, allerdings nicht dauerhaft. Die Königin legt als einzige Biene in der Kolonie Eier – pro Tag bis zu 1500 Stück.

gutproduktion und der Pflanzenzucht in der Praxis viel kostengünstiger ist als der von Honigbienen. Bereits heute werden Vertreter der Mauerbienen gezielt als Bestäuber in Obstplantagen oder von Mandelbäumen eingesetzt. Sandbienen und Hummeln sind wichtige Bestäuber von Heidelbeeren, Hummeln werden in Gewächshäusern für die Bestäubung der Tomaten und Blattschneiderbienen im Luzerneanbau eingesetzt. Die Zahl der Nutzbienenarten wird zukünftig sicher noch steigen.

Was tun für Wildbienen?

Eines vorne weg: die besten Nisthilfen und ein noch so blütenreicher Garten können Schutzmaßnahmen in der freien Landschaft nicht ersetzen. Viele Wildbienenarten können aufgrund ihrer speziellen ökologischen Ansprüche nicht im Wohnumfeld des Menschen existieren, da sie an Lebensräume gebunden sind, die es dort nicht gibt oder hier nicht ohne weiteres herzurichten sind. Für eine ganze Anzahl von Wildbienen lassen sich allerdings die Lebensbedingungen optimieren, indem man das Angebot an Nistmöglichkeiten und gleichzeitig das Nahrungsangebot verbessert.

Eine Erhöhung des Blütenangebots in der Landschaft in ausreichender Quantität und Qualität über das Sommerhalbjahr stellt ein wichtiges Ziel für den Naturschutz aber auch in der Imkerei dar. Hier bieten sich gute Möglichkeiten der Zusammenarbeit an.

Bei der Erhöhung des Blütenangebots in der Landschaft in ausreichender Quantität und Qualität über das Sommerhalbjahr stellt ein wichtiges Ziel für den Naturschutz aber auch in der Imkerei dar. Hier bieten sich gute Möglichkeiten der Zusammenarbeit an.

Ackerblühstreifen für Wildbienen?

Beim Ackerblühstreifen für den Wildbienenschutz muss zwischen ein- und mehrjährigen Blühstreifen unterschieden werden. Einjährige Blühstreifen sind meist artenarm, enthalten viele Kulturpflanzen und blühen nur kurz –

sie sind damit für die Förderung von Wildbienen ungeeignet. Mehrjährige Blühstreifen sind deutlich positiver zu beurteilen, sofern sie artenreich sind und vor allem aus Pflanzen bestehen, die von den spezialisierten Wildbienenarten genutzt werden können. Wenn irgend möglich, sollte Regio-Saatgut, am besten gebietseigenes Saatgut, verwendet werden.

Damit sich überhaupt dauerhaft Wildbienenpopulationen aufbauen können, müssten Blühstreifen im Verbund angelegt werden und über möglichst lange Zeit bestehen bleiben. In der ausgeräumten Agrarlandschaft fehlen aber zudem in der Regel die notwendigen Nistlebensräume. Daher müssen neben dem mehrjährigen Nahrungsangebot auch entsprechende Flächen in entsprechender Größe und mit den notwendigen Strukturen zur Verfügung stehen – oder angelegt werden. So muss über die Anlage oder das Belassen von Böschungen und Ackerrändern mit extensiver

Blühende Rapsfelder: Für den Tourismus anprechend, für die heimische Tierwelt praktisch völlig wertlos. In der industrialisierten Landwirtschaft ist kein Platz für Spezialisten. Nur die Honigbiene kann solche „Blütenpracht“ für sich nutzen.



Derartige wertvolle Ruderalflächen finden sich in der freien Landschaft immer seltener, am ehesten noch innerhalb von Ortschaften und Siedlungen, hier ein Beispiel aus Lütjenburg, das Gelände des ehemaligen Bahnhofs. Solche Flächen mit Pionier- und Ruderalvegetation sind ein Eldorado für Wildbienen, aber auch für Grab- und Wegwespen sowie andere wirbellose Spezialisten.

Pflege, Erhalt von Ackerrändern auf unbefestigten Böden, Anlage und Erhalt offener Bodenstellen oder die Schaffung senkechter Erdkanten oder ähnliches am Ackerrand nachgedacht werden. Leider schlägt auch hier die industrialisierte Landwirtschaft zu – durch den intensiven Anbau auch auf bislang kaum nutzbarer Flächen fallen diese letzte Reste naturnaher Lebensräume häufig weg – für Wildbienen ist dann da kein Platz mehr.

Viel Unsinn auf dem Markt

Im Zuge der stark wachsenden öffentlichen Aufmerksamkeit beim Thema „Bienen“ werden vielfach als die „Hilfsmaßnahme“ schlechthin sogenannte „Wildbienenhotels“ oder „Insektenhotels“ gebaut und aufgestellt. Neben verschiedensten Beschäftigungsinitiativen und -werkstätten, Landschaftspflegeverbänden sind dabei gelegentlich auch Naturschutzverbände aktiv. Gelegentlich geschieht dies sogar im Rahmen von Ausgleichsmaßnahmen. Selbst in Discountern, Gartencentern oder Baumärkten werden (z.T. sogar recht kostspielige) Modelle angeboten, die alle meist leider ein Merkmal eint – sie sind häufig völlig ungeeignet. Verwunderte Besitzer solcher teurer Gartendekurationsobjekte wenden sich dann an den NABU, um sich nach den Gründen für das Ausbleiben der Wildbienen zu erkundigen. Die Fehler fangen dabei mit der falschen Standortwahl an, gehen über unsinnige Materialien bis hin zu unsachgemäßer Ausfertigung oder Anbringung dieser „Hotels“. Der NABU Schleswig-Holstein bereitet zu diesem

Thema ein aktuelles Infoblatt mit entsprechenden Hinweisen vor.

Zudem erreicht man mit Insekten gerechten Wildbienenbruthilfen nur etwa rund 30 Prozent der Wildbienenarten. Die überwiegende Anzahl der heimischen Wildbienen benötigen vor allem lehmige, sandige, magere Böden und andere Strukturen, die in der überdüngten und überformten Landschaft kaum noch zu finden sind.

Fachgerechte Bruthilfen, in denen sich zudem etliche solitär lebenden Grab- oder Faltenwespen ansiedeln, sind hervorragende Objekte für Umweltbildungsaktivitäten, bieten für Kinder und Erwachsene oder für die Naturfotografie tolle Möglichkeiten für Naturbeobachtungen. Es macht einfach Spaß und Freude, dem regen Treiben der verschiedenen Arten und ihren Interaktionen an solchen Nistwänden zuzuschauen. In der freien Landschaft sind solche Beobachtungen leider immer seltener zu machen. Honigbienen sind ebenfalls sehr geeignet für die Umweltbildungsarbeit, z.B. im Rahmen von Schulprojekten oder in der Kinder- und Jugendarbeit, etliche Imker sind auch Mitglieder von Naturschutzverbänden.

Aus Sicht des NABU muss beim Thema Bienen aber der Schutz und die Förderung der heimischen Wildbienen absolute Priorität haben. Die Ausrichtung und Ausgestaltung entsprechender Agrarumweltmaßnahmen, die Erhöhung des Blütenangebots sowie der Erhalt und die Förderung des Nistplatzangebots auch außerhalb von Naturschutzgebieten, die Gestaltung und Bepflanzung von

Parks und Gärten mit einem zeitlich gestaffelten Blütenangebot sowie die Information der Bevölkerung über diese Fragestellungen muss sich zunächst an den Bedürfnissen der Wildbienen orientieren. Alle Maßnahmen zur Förderung der Wildbienen kommen dann auch der Honigbiene zu Gute.



Carsten Pusch
Stellv. NABU-Landesvorsitzender
Schweffelstraße 7, 24118 Kiel
Carsten.Pusch@NABU-SH.de

Wer sich mit dem Thema weiter vertiefend beschäftigen möchte, dem sei die nachfolgend aufgelistete Literatur ans Herz gelegt:

Amiet, Felix & Albert Krebs (2012):
Bienen Mitteleuropas – Gattungen, Lebensweise, Beobachtung
Haupt Verlag, Bern; 422 pp

Goulsen, Dave (2013):
Und sie fliegt doch – Eine kurze Geschichte der Hummel
Carl Hanser Verlag, München; 320 pp

Imhoff, Markus & Claus-Peter Lieckfeld (2013):
More than honey – Vom Leben und Überleben der Bienen
Orange-press Verlag, Freiburg; 207 pp

Robischon, Marcel (2012):
Vom Verstummen der Welt – Wie uns der Verlust der Artenvielfalt kulturell verarmen lässt
Oekom Verlag, München; 319 pp

Schmid-Egger, Dr. Christian & Rolf Witt (2014):
Ackerblühstreifen für Wildbienen – Was bringen sie wirklich?
Ampulex 6, 13–22

Westrich, Paul (2011):
Wildbienen – Die anderen Bienen
Verlag Dr. Friedrich Pfeil, München; 168 pp

Zurbuchen, Antonia & Andreas Müller (2012):
Wildbienenenschutz – Von der Wissenschaft zur Praxis
Haupt Verlag, Bern; 162 pp



Offener Brief

Mehr Sachlichkeit in der Diskussion um Wölfe in Schleswig-Holstein

**Sehr geehrter Herr Götttsch,
sehr geehrter Herr Carstensen,**

vermutlich hat die am 14. April 2015 erfolgte massive Attacke auf die Schafherde bei Blumenthal niemanden unberührt gelassen; für den Tierhalter war dies zweifelsohne ein schwerer Schlag. Dass die Diskussion um den nach Schleswig-Holstein wieder einwandernden Wolf dadurch neuen Auftrieb bekommt und dabei auch emotionale Akzente enthält, ist verständlich, auch wenn noch keine abschließende Gewissheit über den Verursacher – Wolf oder Hund? – dieses schlimmen Geschehens besteht.*

Doch rechtfertigt das, selbst unter der Annahme, ein Wolf habe die Schafe gerissen, diesen Vorfall derartig polemisch und politisch einseitig auszuschlachten, wie Sie es über die Medien in den letzten Tagen versucht haben?

Ein Beispiel dafür ist Ihr Beitrag, sehr geehrter Herr Carstensen, mit dem Sie darüber fabulieren, „ob der Wolf nicht aktiv hierher gebracht wurde“ (Zitat gemäß KN v. 17.4.2015). Auf dem Landesjägertag verdächtigen Sie sogar das Umweltministerium der Mitwisserschaft bei „geheimen Aktivitäten... den Wolf in Schleswig-Holstein bewusst anzusiedeln“ (KN v. 20.4.2015). Der Versuch, damit Naturschützern die Schuld an den Schafzissen zuschieben zu wollen, berührt zwar wenig, weil allzu billig und leicht durchschaubar. Oder glauben Sie allen Ernstes selbst an diese dermaßen an den Haaren herbeigezogene Legende, mit der man sich nur lächerlich machen kann? Ein Hinweis zur Sache: Wölfe müssen zur Querung des Landes nicht „über mehrere Autobahnzäune steigen“, wie Sie Ihre Zweifel an einer Wiederbesiedlung auf natürlichem Wege begründen. Das haben sie gar nicht nötig.

Denn die Autobahnen sind längst nicht durchgehend mit Wildschutzzäunen gesäumt. Und falls doch ein solch hoher Zaun überwunden werden muss, versucht sich ein Wolf darunter durchzugraben.

In jeder Hinsicht unseriös ist zudem die Art und Weise, mit der Sie beide die Angst vor dem Wolf schüren, indem Sie als „oberstes Gebot“ vor dem Verlassen der Wege warnen und damit die alte Mär vom „Rotkäppchenfresser“ wiederzubeleben versuchen, und das ohne jeden Realitätsbezug. So strömen alljährlich

tausende Menschen in die Wälder und Feldmark Brandenburgs und Sachsens zum Beeren sammeln, Pilze suchen, Tiere beobachten oder einfach zur Erholung – obgleich sich dort Wölfe mit inzwischen über 20 Rudeln etabliert haben. Ebenso im Baltikum, weiten Teilen Polens, Italiens usw., ohne dass es zu einer schwer wiegenden Attacke eines Wolfes auf einen Menschen gekommen wäre. Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass sich nach anfänglich heftigen Schauergeschichten zur angeblichen Gefährlichkeit der Wölfe die Situation in der Lausitz inzwischen beruhigt hat – weil sich all die wüsten Prophezeiungen nicht bewahrheitet haben? Zu Problemen kann es nur kommen, wenn Wölfe durch unbedachte Anfütterung an den Menschen gewöhnt und dann aufdringlich werden, wie es beim Jungtiertrupp vom Truppenübungsplatz Munster zu beobachten ist. Ein derartiges Verhalten darf jedoch nicht verallgemeinert werden!

Schon allein vor dem Hintergrund der auch von Jägern beklagten zunehmenden Natur entfremdung vieler Menschen, die sich unter anderem in diffusen Ängsten vor „bissigem oder infektiösem Getier“ äußert, ist eine solche Angstmacherei völlig inakzeptabel. Aber Sie, Herr Götttsch, haben dann ja dankenswerterweise die Katze aus dem Sack gelassen, indem Sie sogleich die Verknüpfung zum Betretungsrecht hergestellt und dessen Verschärfung gefordert haben. Aufs Konkrete heruntergebrochen, soll man Ihr Anliegen wohl so verstehen, dass Sie damit nicht nur die Pilzsucher im Wald, sondern auch die Kinder beim Drachensteigen auf den Maisstoppeln vor dem Wolf bewahren wollen... Müssen Sie bei

Ihrem offenkundigen jagdlichen Interesse, andere Menschen aus der Fläche von Wald und Flur möglichst herauszuhalten, zu derart kruden Gedankenkonstruktionen greifen?

Sehr geehrte Herren, nicht zuletzt im Hinblick auf Ihre bedeutenden politischen Funktionen in Gegenwart bzw. Vergangenheit und dem damit verbundenen Status in der öffentlichen Wahrnehmung, wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie sich dem Thema Wolf zukünftig mit mehr Reflektion und Verantwortungsbewusstsein nähern könnten. Das Wolfsmanagement ist unter der engagierten Federführung der Naturschutzabteilung des Umweltministeriums, übrigens unter CDU-Ministern, entwickelt worden. Alle Beteiligten des dazu einberufenen Runden Tisches vom Schafzüchterverband über die Jägerschaft bis zum NABU und WWF haben einvernehmlich bekundet, das spannungsgeladene Thema mit der gebotenen Sachlichkeit und lösungsorientiert zu bearbeiten. Bislang bestand bei allen einflussreichen Vertreter aus Landwirtschaft, Naturschutz und Politik Konsens, kein Öl ins Feuer zu gießen, um damit die pragmatische Arbeit nicht zu erschweren. Wir würden uns freuen, wenn dies auch für die Zukunft gelänge.

Mit freundlichen Grüßen

Fritz Heydemann
Stellv. NABU-Landesvorsitzender
Lütjenburger Straße 33, 24306 Plön
Fritz.Heydemann@NABU-SH.de

Foto: Ingrid Marquardt



*A.d.R.: Eine DNA-Analyse hat mittlerweile bestätigt, dass ein Wolf die Schafe gerissen hat.

LIFE-Limosa

Ein EU-Projekt zum Schutz der Uferschnepfe in Schleswig-Holstein

Die Uferschnepfe *Limosa limosa* gehört als Vertreterin der in Wiesen brütenden Watvögel zu einer der am stärksten gefährdeten einheimischen Vogelgruppen. Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war sie auch in weiten Teilen Deutschlands ein Charaktervogel des offenen, feuchten und extensiv genutzten Grünlands. Änderungen in der Landnutzung, wie die Trockenlegung von Feuchtwiesen und die Intensivierung der Landwirtschaft, z.T. aber auch deren Aufgabe in den Brutgebieten, führte jedoch in den letzten Jahrzehnten zu dramatischen Bestandseinbrüchen in nahezu allen mitteleuropäischen Vorkommen. Heute gilt die Uferschnepfe deutschlandweit als „vom Aussterben“ bedroht und in Schleswig-Holstein als „stark gefährdet“. Auch global zeigt sie einen abnehmenden Bestandstrend und gilt nach der „Roten Liste“ der IUCN als „near threatened“. Auf Grund der ungünstigen Erhaltungsperspektiven wurde von der Stiftung Naturschutz Schleswig Holstein, Molfsee, als Trägerin und dem Michael Otto Institut im NABU (MOIN), Bergenhusen, als Partner, das EU-LIFE-Projekt LIFE-Limosa (LIFE11 NAT/DE/000353 LIFE-Limosa) zum Schutz der Uferschnepfe initiiert, welches im November 2012 seine Arbeit aufnahm.



Foto: Olaf Rambow

bei der potentiell langlebigen Uferschnepfe etwa 0,6 flügge Junge pro Paar und Jahr flügge werden müssen, um eine Population stabil zu halten. Um die Bestände wieder ansteigen zu lassen sollten es mehr sein. Nach einer Studie des MOIN beträgt der Bruterfolg in Schleswig-Holstein gegenwärtig aber nur etwa 0,4 Junge pro Paar und Jahr, so dass mit weiterhin rückläufigen Zahlen zu rechnen ist, falls keine deutlichen Veränderungen statt finden.

Die Küken in die Luft bringen

Dem ehrgeizigen Ziel den geringen Bruterfolg der Uferschnepfe auf mindestens 0,6 flügge Junge pro Brutpaar in den Projektgebieten zu erhöhen, um diese zur Quelle zur Wiederbesiedlung anderer optimierter Gebiete werden zu lassen, trägt das LIFE-Limosa Motto Rechnung: „Die Küken in die Luft bringen“. Das auf zehn Jahre ausgelegte Projekt strebt an, dies durch umfangreiche Managementmaßnahmen auf 4.000 ha in den zehn insgesamt etwa 23.000 ha umfassenden Projektgebieten zwischen der dänischen Grenze und Ditmarschen sowie in der Eider-Treene-Sorge Niederung zu erreichen

Uferschnepfen kommen fast ausschließlich nur in weitem, offenem Grünland vor, welches nicht durch Gebäude, Straßen, Hochspannungsleitungen, aber auch nicht durch Gehölze zerschnitten ist. Die wesentlichen Habitatansprüche sind weiterhin gekennzeichnet durch eine geringe Wüchsigkeit der Vegetation und durch Zugang zu Flachwasser, wobei sich die Maßnahmen Wassermanagement und Gemeinschaftlicher Wiesenvogelschutz positiv auf den Trend der Uferschnepfenbestände auswirken. Dementsprechend zählen Eingriffe zur Optimierung von Hydrologie und Vegetationsstruktur zu den wichtigsten Werkzeugen mit denen im Rahmen des Projekts Uferschnepfenlebensräume aufgewertet werden. Weiterhin soll durch den Bau von Fuchszäunen das Prädationsrisiko reduziert und

durch das Anbringen einer deutlich sichtbaren weißen Kordel Verluste durch den Anflug an nötige Zäune (Beweidung) vermieden werden.

Optimierung des Lebensraums der Uferschnepfe

Entsprechend den Zielvorgaben des Projekts, starteten bereits im Herbst 2013 umfangreiche Maßnahmen zur hydrologischen Optimierung im Norden des Beltringharder Koogs: Auf 31 ha wurden Gräben und Gräben vertieft und teilweise angestaut, ihre Ränder abgeflacht sowie inselartige Strukturen angelegt. Bereits in Frühjahr 2014 brüteten hier mit sieben Uferschnepfenpaaren deutlich mehr als im Vorjahr mit drei Paaren. Die Arbeiten werden im Herbst 2015 auf ca. 55 ha angrenzenden Flächen fortgesetzt.



Foto: Andreas Trepte

Die Uferschnepfe ist in ihren europäischen Brutgebieten vom Aussterben bedroht. Ein EU-Projekt soll Rettung bringen.

Einen ihrer letzten Verbreitungsschwerpunkte in Deutschland hat die Uferschnepfe mit annähernd 1.100 Brutpaaren in Schleswig-Holstein, wo vor allem die Köge an der Westküste teilweise noch größere Vorkommen aufweisen. Landesweit haben aber auch im nördlichsten Bundesland die Bestände während der letzten Jahrzehnte stetig abgenommen. Uferschnepfen sind Zugvögel, die die kalte Jahreszeit entweder in den großen Überschwemmungsgebieten in Westafrika verbringen, etwa denen des Senegalflusses oder des Nigers, oder weniger weit entfernt, in Reisfeldern in Portugal und Spanien. Der Zug ist mit einer Reihe von Gefahren verbunden. Glücklicherweise wurde aber die Aussetzung der Jagd in Frankreich um weitere fünf Jahre verlängert, nachdem dort 2008 noch 6.000 bis 8.000 Uferschnepfen geschossen wurden. Forschungen in den Niederlanden und eigene Untersuchungen des MOIN ergaben jedoch, dass die Rückkehraten von adulten Uferschnepfen sehr hoch sind und dass somit die Ursachen für den Bestandsrückgang nicht auf dem Zug oder in den Winterquartieren zu suchen sind. Allerdings ist der Bruterfolg sehr gering. Frühere Studien haben gezeigt, dass



Fotos: Volker Salewski

Durch die Erweiterung von Gräben und die Abflachung ihrer Böschungen sollen die hydrologischen Bedingungen in den Projektgebieten für die Bedürfnisse der Uferschnepfe optimiert werden. Im Beltringharder Koog führten die durchgeführten Maßnahmen zu einer deutlich sichtbaren Aufwertung des Bruthabitats von Wiesenvögeln.

Ein etwas anderer Ansatz wird in der in der Eider-Treene-Sorge Niederung, nämlich in der Alten-Sorge-Schleife und dem Ostermoor bei Seeth verfolgt. Hier wurden im Herbst 2014 zwei Polder mit je 27 ha und 10 ha bzw. ein Polder mit 11 ha angelegt. Im Ostermoor sind weitere Polder geplant, deren Bau nach der Brutsaison 2015 in Angriff genommen wird. Mit der Anlage der Polder ist eine Räumung und eine Aufweitung von Gräben und die Abflachung ihrer Böschungen auf etwa 33 km Länge verbunden. Das Räumen der Gräben erleichtert eine einfachere Bewässerung des Gebiets und ermöglicht gleichzeitig den Verzicht auf das Zerschneiden von Bruthabitat durch Zäune, da die tieferen Gräben auch als Weidegrenzen dienen. Zusätzlich bieten sie Nahrungshabitate für eine Reihe von Wiesen- und Wasservögel, wodurch auch diese von dem für die Uferschnepfe konzipierten Projekt profitieren. Ähnliche Maßnahmen fanden bisher im Rickelsbüller Koog, im Eiderästuar, im Speicherkoog Nord und auf Eiderstedt statt oder stehen unmittelbar vor der Durchführung. Hierzu gehört auch die Umwandlung von über 60 ha Brachen in Grünland und die Anschaffung von bisher über 100 Robustrindern, um im

Ostermoor und im Oldensworter Vorland das Beweidungsregime zu optimieren.

Intensives Monitoring der Bestände und des Bruterfolgs

Projektbegleitend führt das MOIN ein intensives Monitoring des Brutbestands und des Bruterfolgs der Uferschnepfen durch, welches den Erfolg der Maßnahmen evaluieren soll. In allen Projektgebieten werden dazu die genauen Brutbestände durch Revierkartierungen erfasst. In vier Gebieten erfolgen weiterhin intensive Untersuchungen zum Bruterfolg. Dieses beinhaltet die Gelegesuche und -überwachung mittels automatischer Kameras zur Ermittlung des Schlupferfolgs sowie die Telemetrie von Küken in bisher zwei Gebieten. Ein seit 2008 laufendes Programm zur individuellen Farbberingung von Altvögeln wird ebenfalls im Rahmen des Projekts fortgeführt und intensiviert. Die Ergebnisse der Untersuchungen sollen später dazu dienen, ein Populationsmodell zu erstellen, mit dem unter Berücksichtigung der Überlebenswahrscheinlichkeit von adulten Vögeln und des Bruterfolgs ermittelt werden soll, ob die Fortpflanzungsrate zum Erhalt der Population ausreicht.

Die Ergebnisse der Kartierungen zeigten, dass etwa 35%–40% des Bestands der schleswig-holsteinischen Uferschnepfen in den Projektgebieten brütet. Die absolut höchsten Zahlen fanden sich 2014 mit etwa 118 bzw. 92 Revierpaaren im Speicherkoog Süd und im Beltringharder Koog, die höchsten Dichten im Adenbüller Koog auf Eiderstedt mit 3,1 Revierpaaren auf 10 ha, bei allerdings nur relativ geringer absoluter Anzahl auf kleiner Fläche und mit 1,7 Revierpaaren auf 10 ha im Beltringharder Koog. Die mittelfristigen Bestandstrends in den Gebieten weisen in unterschiedliche Richtungen. Während die noch vor etwa 20 Jahren starken Vorkommen im Hauke-Haien-Koog, im Oldensworter Vorland und in der Alten-Sorge-Schleife fast vollkommen zusammengebrochen sind, nehmen sie im Beltringharder Koog, im Adenbüller Koog auf Eiderstedt und im Katinger Watt zu. Die Auswertung der Beobachtungen farbberingter Vögel zeigte, dass die lokale Überlebenswahrscheinlichkeiten, also die Wahrscheinlichkeit im nächsten Jahr wieder in das Brutgebiet zurückzukehren, mit annähernd 85% relativ hoch.

Allerdings war die Reproduktionsrate sehr gering. Die Gründe dafür sind vielfältig. Ver-



Fotos: MOIN-Nestkamera

► *Kameras überwachen die Nester der Uferschnepfe und geben Aufschluss über den Bruterfolg jedes Geleges.*



Foto: NABU Archiv



luste am „Nachwuchs“ können in zwei Phasen, der Eiphasen und der Kükenphase, entstehen, die getrennt betrachtet werden müssen. Die Schicksale der Gelege lassen sich gut mit automatischen Kameras überwachen, die trotz ihrer Auffälligkeit im Gelände weder auf die brütenden Altvögel störend wirken noch einen negativen Effekt auf den Schlupferfolg haben, in dem durch den „Markierungseffekt“ potentielle Prädatoren lernen, Kameras mit Eiern in Verbindung zu bringen. Der Erkenntnisgewinn durch die Kameras ist jedoch hoch. So waren in den ersten drei Projektjahren die allermeisten der Verluste an den durch Ka-

meras überwachten Gelegen auf Säuger, im wesentlichen Fuchs, Iltis und Marderhund, seltener Steinmarder, Dachs und Ratte zurückzuführen, und die Verluste fanden in der Nacht statt. Einzige Ausnahme: In den frühen Morgenstunden viel ein Gelege einem jungen Seeadler zum Opfer! Andere Greif- oder Rabenvögel wurden zumindest von den Kameras nicht als Prädatoren festgestellt. Die Auswertung der Daten der Saison 2014 mittels „nest-survival“-Modellen ergab für den Beltringharder Koog eine konstante tägliche Überlebenswahrscheinlichkeit eines Geleges von etwa 95%. Anders sah es dagegen im Speicherkoog Süd aus, wo sich die anfänglich sehr niedrige Überlebenswahrscheinlichkeit im Lauf der Saison stark erhöhte. Wahrscheinlich sind es hier vor allem die Nachgelege, die zum Schlupf kommen.

Im Speicherkoog Süd wurden 2014 zum ersten Mal 30 junge Uferschnepfen telemetriert, um mehr über ihr Überleben und ihre Verlustursachen zu erfahren. Eines der Küken verlor seinen Sender vorzeitig, von den verbliebenen wurde leider keines flügge, was auch der Beobachtung von nur einem flüggen Küken im gesamten Koog am Ende der Saison entsprach. In mehr als der Hälfte der Fälle blieb der Verbleib der Sender unbekannt, so dass nicht auf die Verlustursachen geschlossen werden kann. Mit großer Sicherheit handelt es sich aber um Verluste durch Prädatoren, wie auch in den anderen Fällen wo z. B. Fuchs oder Mäusebussard für Verluste verantwortlich waren.

Die Ergebnisse zeigen, dass zumindest in einigen Gebieten die kombinierten Verluste an Gelegen und Küken zu hoch sind, damit sich das betreffende Vorkommen erhalten kann. Dies kann darauf zurückzuführen sein, dass 2014 unter Umständen ein besonders ungünstiges Jahr für Uferschnepfen im Speicherkoog Süd war. In anderen Gebieten, wie im Beltringharder Koog oder dem nicht zu den Projektgebieten gehörenden Meggerkoog in der Eider-Treene-Sorge Niederung waren aber die Verluste niedriger und lagen z.T. auch deutlich über den 0,6 Jungen/Brutpaar, die für den Erhalt einer Population ausreichen sollten. Andererseits erfolgen Wirkungen von Eingriffen zeitlich verzögert. Es wird sich daher erst während des Projektverlaufs zeigen, ob die Uferschnepfen auf die in die Wege geleiteten Maßnahmen mit einer Zunahme der Bestände und einem Anstieg des Bruterfolgs reagieren. Um dies zu ermitteln, wird das intensive Monitoring auch in den Folgejahren fortgesetzt und darüber in regelmäßigen Abständen berichtet werden. Dies geschieht unter anderem auch auf der Homepage www.life-limosa.de, von der die jährlichen Berichte heruntergeladen werden können.



Fotos: Oliver Granke

Volker Salewski beim Telemetrieren von Uferschnepfenküken

Volker Salewski
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Michael-Otto-Institut im NABU
Goosstroot 1
24861 Bergenhusen
Tel. 04885-570
Volker.Salewski@NABU-SH.de